

Humanistische Dialoge

Gespräche über Antisemitismus
nach dem 7. Oktober

Humanistische Dialoge

Alexander
Karschnia

„Seid Menschen!“ Margot Friedländers Aufforderung wird uns noch lange begleiten. Als am 9. Mai 2025 die Shoah-Überlebende verstarb, war die Anteilnahme groß. Gerade Humanist*innen stellt sich die Frage, wie wir ihrer Aufforderung gerecht werden können in der Welt nach dem 7. Oktober 2023, dem schlimmsten Angriff auf jüdisches Leben seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Für viele Jüdinnen*Juden hat sich das Leben seitdem radikal verändert. Besonders Personen mit progressivem Selbstverständnis mussten oft die Erfahrung machen, dass sie an Orten, die sie als politische Heimat betrachtet haben, nicht länger willkommen sind. Zur selben Zeit nutzen rechte bis rechtsextreme Kräfte die Gelegenheit, um Rassismus zu schüren und Menschen mit arabischem oder muslimischem Hintergrund unter Generalverdacht zu stellen. In dieser polarisierten Öffentlichkeit finden jene Stimmen kaum noch Gehör, die sich für Frieden, Dialog und Verständigung engagieren. Wie kann in einer solchen Lage ein „Humanismus des anderen Menschen“ aussehen, den der jüdische Philosoph Emmanuel Lévinas gefordert hat? Was bedeutet seine Ethik der Alterität für die gegenwärtigen Debatten um Integration und Ausgrenzung, Rassismus und Antisemitismus?

Einen Raum für Austausch gestaltete die Humanistische Akademie Berlin-Brandenburg mit der zweiteiligen Gesprächsreihe, in der wir uns mit den Folgen des 7. Oktober und dem neuen, israelbezogenen Antisemitismus beschäftigten, wie ihn Deborah Lipstadt definiert. Es war der Auftakt für eine längere Auseinandersetzung mit dem Denken von Lévinas: Wie kann man angesichts der weltweiten Eskalation der Gewalt humanistisch bleiben? Wir wollten uns gegen die um sich greifende Dehumanisierung engagieren, die in dieser aufgeheizten Stimmung im Netz, auf der Straße, aber zum Teil auch in den Parlamenten zu Tage tritt. Wie treten wir einer Rhetorik entgegen, die allzu bereit ist, Menschen zu Feind*innen zu erklären, die sich nicht hinter denselben Parolen versammeln? Mit den *Humanistischen Dialogen* setzen wir auf reale Begegnungen und den Austausch von Wissen und Erfahrungen. An zwei langen Nachmittagen beschäftigten wir uns mit den Perspektiven von Menschen, die sich in ihrer Arbeit mit Antisemitismus und Rassismus auseinandersetzen und teils selbst davon betroffen sind. In einer Zeit, in der Jüdinnen*Juden zu-

nehmend um ihre Sicherheit fürchten müssen und in der es immer weniger Orte gibt, an denen jüdische Positionen eingeladen und vertreten sind, war es uns ein dringendes Anliegen, einen Raum zu schaffen, der jüdischen Stimmen Gehör verschafft, in dem sich von Antisemitismus betroffene Menschen sicher fühlen können und wir einen konstruktiven Dialog über Antisemitismus ermöglichen, ohne sofort reflexartig in eine Nahostdebatte abzugleiten. Da in solchen Räumen nicht allein theoretische oder politische Diskurse geführt werden, sondern immer auch die Erfahrung von Gewalt und der Umgang mit Trauer, Verlust und Traumata präsent sind, ist dieses Unterfangen kein leichtes. Es bedarf dabei einer besonderen Sensibilisierung von Nichtbetroffenen, die sich ihrer eigenen Position bewusst werden müssen – doch genau hier fängt antisemitismuskritische Arbeit an! Wer sich in den letzten Jahren sowohl mit den Debatten um Rassismus als auch Antisemitismus auseinandergesetzt hat, wird nicht umhinkommen, eine Differenz festzustellen: Während bei den Debatten um Rassismus zunehmend darauf

geachtet wird, dass Betroffene gehört, ihre Wahrnehmung nicht leichthin in Frage gestellt und die eigene Perspektive als Nichtbetroffene reflektiert wird, ist das bei den Debatten um Antisemitismus oft nicht der Fall. Im Gegenteil, es kann sogar geschehen, dass von Antisemitismus Betroffene sich anhören müssen, sie seien „zu betroffen“, um „objektiv“ urteilen zu können. Es wäre viel gewonnen, wenn sich das ändern würde. Antisemitismus fängt lange vor der Reproduktion von Hass-Karikaturen im „Stürmer-Stil“ an. Oft genug äußert sich Antisemitismus als „wilde Leidenschaft“. Die häufigere Art und Weise jedoch sind Kälte und Empathielosigkeit, wie viele jüdische Menschen nach dem 7. Oktober erfahren mussten. Wer sich unsicher ist, ob es sich bei alltäglicheren Formen der mangelnden Wahrnehmung jüdischer Perspektiven schon um Antisemitismus handelt, dem mag mit einem neuen Begriff wie „Goynormativität“ geholfen sein, den Vivien Laumann und Judith Coffey in die Debatte eingeführt haben. Damit lässt sich ignorant Verhalten von Vertreter*innen der nichtjüdischen Mehrheitsgesell-

schaft leichter beschreiben, wenn sie beispielsweise Veranstaltungen zum Antisemitismus auf einen Freitag (Shabbat) legen oder nicht auf dem Schirm haben, dass im Herbst hohe Feiertage dicht aufeinander folgen, die etwa in New York jede*r Taxifahrer*in kennt, wie Irene Runge in ihrem Buch *Wie ich im jüdischen Manhattan zu meinem Berlin fand* schrieb. Solche Fehler sind auch uns unterlaufen, um das gleich zuzugeben. Und natürlich sind auch säkular orientierte Humanist*innen – ob sie wollen oder nicht – durch zwei Jahrtausende christlichen Abendlandes geprägt, in denen Jüdinnen*Juden lange genug als „die Anderen“ galten (Vorwurf des „Gottesmordes“). Nicht jede Form goynormativen Fehlverhaltens mag man als antisemitisch motiviert bewerten. Doch wenn wir verhindern wollen, dass die Tradition dieses Hasses auf Jüdinnen*Juden sich 80 Jahre nach Ende der NS-Verichtung wieder normalisiert, wird uns das nur gelingen, wenn wir uns den Perspektiven der Betroffenen nicht verschließen und nicht mit Abwehr reagieren, wenn sie uns wissen lassen wollen, was sie verletzt oder verunsichert.

„HUMANISTISCH BLEIBEN!“

In der ersten Veranstaltung am 16. September 2025 kamen jüdische und nichtjüdische Theatermacher*innen, Autor*innen und Künstler*innen zusammen, die sich in Deutschland und in Israel mit der gegenwärtigen Lage auseinandersetzen. Der deutsche Autor Dirk Laucke hat gemeinsam mit der israelischen Künstlerin und Regisseurin Sharon On mit *Auch wenn es dunkel ist* eine szenische Lesung aufgrund von Zeug*innenaussagen von Überlebenden und Hinterbliebenen des 7. Oktobers inszeniert, die bei den *Humanistischen Dialogen* von den deutsch-israelischen Schauspieler*innen Elisabeth Degen und Jaron Löwenberg in Auszügen vorgetragen wurde und in dieser Publikation abgedruckt ist. Dirk Laucke erzählte über die Entstehung der Arbeit und die Schwierigkeiten, diesen Abend zur Aufführung zu bringen. Matthias Naumann, Herausgeber des Bandes *Judenhass im Kunstbetrieb* sprach anschließend mit Esther Slevogt, Chefredakteurin des Online-Theatermagazins nachtkritik.de und Autorin der Publikationsreihe *Jüdische Miniaturen* über die Reaktionen der deutschen Kulturszene auf dieses Ereignis. Besonders beklagt wurde das Unvermögen der meisten Kultureinrichtungen, in dieser aufgeladenen Atmosphäre wegweisende Debatten zu organisieren, die eine Orientierung jenseits von Stimmungsmache ermöglicht hätten: „Wo wären wir heute, hätten wir schon nach dem Eklat bei der documenta eine richtige Debatte gehabt?“ Der Abend endete in kleinen Gesprächsrunden, in denen ein sehr konkreter und direkter Austausch möglich war. In Reflexion dieses Abends entstand auch der beiliegende persönliche Kommentar *Humanismus – Neigung zum anderen* von Ralf Schöppner, Präsident der Humanistischen Akademie Berlin-Brandenburg und Professor für Theorie und Geschichte des Humanismus, mit dem er den Versuch einer humanistischen Positionierung macht.

„BEREIT SEIN!“

Mit der zweiten Dialog-Veranstaltung am 3. Dezember 2025, schlugen wir einen Bogen vom Berliner Salon, wie er um 1800 von der deutsch-jüdischen Schriftstellerin Rahel Varnhagen als Ort des Dialogs ins Leben gerufen wurde zu Hannah Arendt, die 1933 ihre Arbeit über Varnhagen abbrach, um die NS-Herrschaft zu bekämpfen. Im Auftrag des zionistischen Verbandes dokumentierte sie den Antisemitismus der Nazis und wurde deswegen verhaftet. Es gelang ihr jedoch freizukommen und aus Nazi-Deutschland zu fliehen. Ihr Engagement für den zionistischen Verband erklärte sie später damit, dass die Zionist*innen die einzigen waren, die „bereit“ gewesen seien. Die Arendt-Forscherin Maïke Weißpflug sprach über jenen Moment in Arendts Leben, als sie sich entschied, politisch aktiv zu werden. Ihr Text *Wenigstens bin ich nicht unschuldig* ist Teil dieser Publikation. Die viel beschworene „deutsch-jüdische Symbiose“ endete für Arendt nicht erst mit Beginn der NS-Diktatur. Seit der Shoah sei an ihre Stelle eine „negative Symbiose“ (Dan Diner) getreten, wie Marina Chernivsky in *Bruchzeiten. Leben nach dem 7. Oktober* ausführt. Die Psychologin, Verhaltenswissenschaftlerin und Geschäftsführerin von OFEK e.V., einer Beratungsstelle für Betroffene antisemitischer Gewalt, las Auszüge aus ihrem kürzlich erschienen Buch, in dem sie von einer „Tradierung der Nicht-Beschäftigung“ mit der jüdischen Erfahrung spricht. Diese Leerstelle führe zu einer regelrechten „Empathieverweigerung“, was sich auch im Ausbleiben der Solidarität mit den Opfern des Massakers vom 7. Oktober gezeigt habe. Antisemitismus manifestiere sich eben nicht nur in Worten und Taten, sondern auch in der Reaktion darauf. Betroffene stünden damit vor einer „doppelten Herausforderung“, da sie nicht nur eine Diskriminierungserfahrung zu verarbeiten hätten, sondern oft genug auch für deren Anerkennung

kämpfen müssten. Das konnte Julia Kopp aus ihrer Arbeit für RIAS Berlin bestätigen, der Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus, die vor zehn Jahren gegründet wurde, nachdem sich gezeigt hatte, dass die bestehenden Einrichtungen für Opfer rechtsextremer Gewalt nicht ausreichend waren für Betroffene antisemitischer Diskriminierung. Zu vielfältig sind deren Erscheinungsweisen: Aus dem 7. Oktober ist neben islamistisch motivierter Gewalt besonders ein sich links verstehender „Antiimperialismus“ hervorgetreten. Doch auch weniger gewalttätig auftretende Formen sind zu nennen wie das „antisemitische Othering“, das in dem von Maïke Weißpflug erwähnten Beispiel von Karin Prien eine Rolle spielt. Gilt doch selbst eine Bundesministerin schnell als „nicht ganz zugehörig“, sobald sie ihre Verletz-

lichkeit als jüdische Person zu offen zeigt. Wie man angesichts dieser prekären Lage auf Solidarität hoffen kann, wurde am 3. Dezember in kleineren Gesprächsrunden durchaus kontrovers diskutiert. Angeleitet wurden diese Runden von Menschen, die sich gegen Antisemitismus engagieren wie Miriam Notowicz und Hanan Liguori, die das Dialogformat *Salam Shalom* initiiert haben, die Autorin Elisa Aseva, die Interventionen wie das Panel *Left in Darkness* oder das Bündnis *feminism unlimited* (mit-) initiiert hat und Christiane Ketteler, die ebenfalls für RIAS Berlin arbeitet. Welche Möglichkeiten hat die Zivilgesellschaft, um der Ausbreitung von Antisemitismus und Rassismus entgegenzutreten und das Schweigen der Mehrheit aufzubrechen. Was bedeutet es heute, „bereit“ zu sein?

Bio

Alexander Karschnia ist Theatermacher und Autor, Kurator und Dramaturg sowie Mitbegründer des Theaterkollektivs andcompany&Co., wo er als Ko-Regisseur und Performer mitwirkt. Seine Arbeiten zwischen Wissenschaft, Kunst und Aktivismus beinhalten Lecture Performances und die Organisation von Konferenzen wie Europa den Räten! an der Berliner Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz, wo er als Dramaturg tätig war. Darüber hinaus ist er im Kuratorium der Stiftung Kommunikationsaufbau tätig und hat den VOICE Albert O. Hirschman Preis für Einmischung, Widerspruch und Erneuerung demokratischer Kultur mit ins Leben gerufen. Im Auftrag der Humanistischen Akademie Berlin-Brandenburg kuratiert er die Humanistischen Dialoge.

Humanismus – Neigung zum anderen

Ralf
Schöppner

Der sogenannte Nahostkonflikt und die Auseinandersetzungen darüber in Deutschland sind ein kontroverses, emotionales und komplexes Thema. Bei dieser Art von verwickelten Themen besteht eine humanistische Haltung meines Erachtens zunächst einmal darin, dass man sich von der inneren oder äußeren Erwartungshaltung befreit, sich hier unbedingt und schnell auf eine Seite schlagen zu müssen. Dies gilt selbst dann oder vielleicht sogar erst recht, wenn man eine Haltung hat, die schon mehr oder weniger eindeutig in die eine oder andere Richtung neigt. Dem Humanismus, dem es per definitionem stets um alle geht, kann es nicht nur um das Wohl der einen Seite – der einen Nation, der einen Ethnie, der einen Religion – gehen. In solch komplizierten Konflikten ist sein Anliegen Ausgleich, Annäherung und politisch engagierte Suche nach Lösungen, die für alle oder zumindest die meisten Beteiligten akzeptabel sind.

Meine Frau, meine Töchter, Freund*innen und Kolleg*innen bezeichnen mich in der Regel als „israelnah“. Ich denke, sie haben recht damit. Jedenfalls sofern „israelnah“ nicht Sympathie für die gegenwärtige rechtsautoritäre und rechtsreligiöse Regierung meint, denn die habe ich nicht. Trotz meiner „Israelnähe“ lehne ich es ab, mich selbst nur dieser einen Seite zuzurechnen, weil mir das erlittene Leid und die erfahrenen Ungerechtigkeiten auf der palästinensischen Seite überhaupt nicht gleichgültig sind. In einem Konflikt, in dem beide Seiten Schreckliches durchmachen müssen, wenn auch auf unterschiedliche Weise, ist es intellektuell und menschlich völlig unbefriedigend, sich als „israel solidarisch“ („proisraelisch“) oder „palästina solidarisch“ („propalästinensisch“) zu identifizieren oder identifizieren zu lassen. Solidarität nur für eine Seite ist hier schlichtweg viel zu wenig. In dieser Akzeptanz eines Entweder-Oder liegt die Verkürzung und die Ungerechtigkeit. Mit meiner jüngeren Tochter habe ich viel darüber diskutiert, ob Begriffe wie „Völkermord“ oder „Genozid“ angesichts des Vorgehens der israelischen Regierung und Armee in Gaza angemessen sind oder nicht. Sie meinte ja, ich blieb bei nein. Irgendwann aber sagte sie, sie habe keine Lust mehr mit mir darüber zu streiten, sie wolle einfach nur, dass das Leiden der Menschen dort aufhört. Dem war nichts mehr hinzuzufügen. Sie hatte recht, mir ging es genauso.

Ich habe bis heute den Eindruck, dass viele mir ansonsten politisch nahestehende Menschen gegenüber den Leiden und Ängsten von Israelis und Jüdinnen*Juden weitaus weniger sensibel sind als für die Leiden der Menschen in Palästina. Das Massaker der Hamas vom 7. Oktober 2023 wird flugs „kontextualisiert“. Die Trauer der israelischen Angehörigen und das Leiden der Geiseln verschwinden nahezu komplett hinter der Betroffenheit über das Leiden und Sterben in Gaza. Der antisemitische Vernichtungswahn der Hamas und ihrer Sympathisant*innen wird heruntergespielt. Die Verantwortung für die Situation in Gaza wird ausschließlich der israelischen Regierung zugeschrieben. Und selbstverständlich ist sie

dafür verantwortlich. Aber genauso verantwortlich ist die Hamas, die ihre eigene Bevölkerung in einer Geiselhaft aus Hunger und Krieg hielt, die sie jederzeit durch Herausgabe der Geiseln hätte beenden können. Eine doppelte Perspektive auf Verantwortung, die nicht nur in der Palästina-Solidarität völlig fehlte. Auch in den verbreiteten politischen und medialen Bewertungen wird zumeist ausschließlich Druck auf die israelische Regierung ausgeübt und nicht zugleich auf die Hamas bzw. auf deren arabische Unterstützern und den Iran.

Eine fehlende Bereitschaft, die Hamas in die Verantwortung einzubeziehen und eine dünne Sensibilität für das Leiden und die Bedrohungslage der Israelis sind für mich erschütternd, aber nicht per se antisemitisch. Wie auch nicht jede Kritik an der israelischen Politik und Kriegsführung antisemitisch ist: eine Keule, die leider allzu oft und schnell von der proisraelischen Seite geschwungen wird. Allerdings gilt umgekehrt auch, dass solche Kritik bei manchen und leider nicht nur von Rechtsaußen als wohlfeiles Mäntelchen fungiert, um den eigenen bewussten oder unbewussten Antisemitismus zu kaschieren. Die pauschale Diffamierung „Antisemitismus“ versagt vor der Komplexität des Realen genauso wie der naive Glaube an die prinzipielle Rechtschaffenheit sogenannter „Israelkritik“.

Auffällig ist, wie unterschiedlich die Opfer in Deutschland medial betrauert werden. Die israelischen Opfer des Konflikts, die durch das Hamas-Massaker Getöteten, die Angehörigen, die Geiseln (die getöteten und die überlebenden), sie werden stets als einzelne, namentlich genannte Personen gewürdigt. Wir erfahren ihre Geschichten und man zeigt uns ihre Beisetzung oder Grabstätten. Von den palästinensischen Opfern in Gaza hingegen werden zumeist nur die Gesamttopferzahlen genannt. Was immer „Staatsräson“ genau bedeuten soll, sicherlich nicht, dass palästinensische Opfer vor dem Hintergrund des historischen deutschen Judenmords eher zu akzeptieren sind als israelische.

Der französisch-litauisch-jüdische Philosoph Emmanuel Lévinas ist bekannt geworden mit seiner im Kontext der Philosophiegeschichte sehr besonderen und vielleicht einzigartigen „Philosophie des anderen“. Im Zentrum dieser radikalen Alteritätsethik steht nicht das Ich oder Selbst, nicht der isolierte Standpunkt des Eigenen, sondern die Beziehung des Ich zum anderen Menschen. In einem Radiogespräch wurde er 1982 in Folge der Massaker von Sabra und Schatila gefragt, ob nicht auch die Palästinenser*innen diese anderen wären, denen er als Jude oder Israeli gerecht werden müsste. In seiner Antwort widerspricht er dem verbreiteten Missverständnis, die Ethik lasse sich einszueins in die Politik übertragen. In der Politik stelle sich die Frage, „wer recht und wer unrecht hat, wer gerecht und wer ungerecht ist“. Aber ist diese Antwort, so verständlich sie auch ist, heute ausreichend? Sollte die Ethik nicht trotzdem ein Korrektiv der Politik sein? Und sollte es nicht auch in der Politik um eine Bereitschaft gehen, sich in die Richtung des anderen zu neigen, selbst wenn es einem widerstrebt? Was selbstverständlich auch in umgekehrter Richtung gilt. Und was nicht zu verwechseln ist mit einem Annullieren der eigenen Ansichten über Recht und Gerechtigkeit oder einem neutralen Standpunkt: Es bedeutet ein Hinausgehen über die je eigene Position, eine Bereitschaft zur Steigerung der eigenen Sensibilität für das Leiden der anderen. Dass die anderen zählen, so wie die, mit denen man Solidarität empfindet und wie man selbst auch zählt, das ist ein Grundimpuls des Humanismus. Sich daran abzuarbeiten – davon hat man lange und immer wieder was, eingedenk der Schwierigkeiten, die es macht.

Bio

Ralf Schöppner, geb. 1968, Philosoph, Politik- und Literaturwissenschaftler; Prorektor Lehre und Professor für Theorie und Geschichte des Humanismus an der Humanistischen Hochschule Berlin AdöR; Herausgeber der Schriftenreihe Perspektiven des zeitgenössischen Humanismus und der Humanistischen Porträts (zusammen mit Hubert Cancik); weitere Publikationen (Auswahl): Das Altern des Anderen (2014), Menschen stärken ohne Populismus (Hrsg. 2018), Herzensbildung und Urteilsfähigkeit (Hrsg. 2021), Humanismus in, Mitgliedschaft out? Moderne Formen von Zugehörigkeit (Hrsg. 2023); seit 2025 Präsident der Humanistischen Akademie Berlin-Brandenburg; Geschäftsführender Direktor der Humanistischen Akademien Deutschland und Berlin-Brandenburg (2014-2024); Vorstandsvorsitzender des Bertha von Suttner-Studienwerks (2021-2024); lebt und arbeitet in Berlin.

Auch wenn es dunkel ist. Berichte vom 7. Oktober

Sharon On und Dirk Laucke

Aus Schock und Entsetzen über den Jubel auf deutschen Straßen nach dem islamistischen Massaker, das breite Unwissen über die Taten des 7. Oktober 2023 und das anhaltende Schweigen im Kulturbetrieb beschlossen Sharon On und einige Schauspieler*innen eine szenische Lesung mit Zeugnissen des Pogroms zu erarbeiten. Sie sammelten und übersetzten Berichte von Angehörigen und Überlebenden und führten eigene Interviews, die der Dramatiker Dirk Laucke zu einem Text redigierte. Eine erste Szenische Lesung fand am ersten Jahrestag im Berliner Club :// about blank statt, der sich zu jener Zeit selbst antisemitischen Attacken ausgesetzt sah. Am 6. Oktober 2025 erschien das gleichnamige Hörspiel von Sharon On und Dirk Laucke auf radio3 (rbb) und wurde von der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste im November zum Hörspiel des Monats gewählt. Die Texte, die hier in Auszügen abgedruckt sind, werden durch weitere Interviews und Recherchen ständig aktualisiert und erweitert. Dabei entsteht ein Raum für das Erzählen und Zuhören, für Trauer, Reflexion und Austausch.

In diesem Text berichten Zeug*innen, Überlebende und Angehörige von Opfern des Massakers der Hamas vom 7. Oktober 2023. Diese Berichte enthalten Schilderungen von Gewalt, Tod und traumatisierenden Ereignissen und können somit sehr belastend oder gar retraumatisierend wirken. Bitte lesen Sie die Berichte nur, wenn Sie sich emotional ausreichend stabil fühlen.

ZEUGNIS VON HAMID

Ursprünglich komme ich aus Gaza, aus Rafah. 2005, 2006 bin ich in den Negev gezogen. Viele Jahre war ich in der Baubranche tätig, in Tel Aviv und Rishon. Ich war von Sonntag bis Donnerstag unterwegs. Wegen der Kinder wechselten wir in die Landwirtschaft. Am Saisonende kauften wir Gewächshäuser auf und ernteten, Fatma und ich, zusammen. Wir waren immer zusammen. Sie hat mich zur Arbeit gefahren, weil ich keinen Führerschein hatte und weil mein Status in Israel problematisch war. Am 7. Oktober waren wir mit unserem Baby – Elias, sieben Monate – und noch zwei anderen Arbeitern unterwegs. Wir stoppten an einer Kreuzung. Da fuhren Motorräder an uns vorbei, die wir für Ausflügler hielten, freitags normal. Aber sie schossen auf uns. Ich zog meine Frau zu mir, und ich versuchte nach rechts zu lenken, doch das Auto fuhr nicht weiter. Da sagte sie: „Ich spüre mein Bein nicht.“ Es war zerfetzt und blutete stark. Sie war auch am Kopf und im Nacken getroffen, aber das spürte sie nicht. Mir war klar, dass sie das nicht überleben würde und ich sagte: „Los, sprich. Ashhadu ana la ilaha illa-llah wa ashhadu anna Muhammadu rasulu-llah.“ Das Glaubensbekenntnis. Unglaublich, dass sie es vier Mal über die Lippen brachte. Beim fünften Mal starb sie. Einer der Arbeiter rief nach Hilfe – er war durchlöchert. Dann sah ich das Baby. Es weinte nicht, gar nichts. Es schaute mich nur an. Ich dachte, vielleicht ist es auch tot. Wenn ich den Sitz gefilmt hätte – völlig zerlegt, die Lehnen zerbrochen, das Plastik von den Projektilen zerschlagen. Aber er hatte nur drei Splitter in der Schulter. Ich nahm ihn und telefonierte mit dem Rettungsdienst und der Polizei. Sie sagten, ich solle mich irgendwo verstecken bis sie eintreffen. Also nahm ich das Baby – aber wohin? Im Umkreis von einem Kilometer war da nur Acker. Da entdeckte ich einen Stromkasten. Er war leer, nicht in Betrieb, ich kroch hinein. Das war an der Ma'on Kreuzung, auf arabisch nennen wir sie: „Magen“. Sie wurde ein richtiger Treffpunkt der Hamas. Eine Gruppe ging,

eine Gruppe kam, sie redeten, sie stritten. Ich hörte alles. Und das Baby weinte. Weil wir seit zwei Tagen versuchten, ihn abzustillen, hatte ich eine Flasche dabei, aber er war noch nicht daran gewöhnt und weinte, weinte, weinte. Am Ende hatte er keine Wahl. Er trank. Die ganze Zeit hielt ich Kontakt mit der YAMAM, einer Anti-Terror-Einheit. So gegen halb zwölf, nach fünf Stunden, kamen vier Terroristen aus Ofakim. Sie versteckten sich hinter mir in fast 30 Metern Entfernung: „Schnell, bevor sie ankommen!“ Sie luden ihre Waffen. Ich dachte, Hamid, du hast dich entschieden. Draußen, ungefähr sechs Meter vor mir, lag ein erschossener Soldat. Also packte ich das Baby in die Ecke und öffnete die Tür, um mir die Waffe zu holen. Ich zog und zog an ihr, da hörte ich Hebräisch. Rababa, dachte ich, jetzt sind deine Chancen, hier lebend raus zu kommen, gleich null. Sie werden sich gegenseitig beschießen und du steckst dazwischen. Als die Soldaten vorrückten, hörte ich einen Terroristen: „Warte noch, lass sie ein Stück näher ran, dann können wir sie alle auf einmal töten.“ Als ob sie eine Beute jagten. Dann fiel ein Schuss und die Armee eröffnete das Feuer. Ich lag im Kasten und schützte das Baby mit meinem Körper. Dinge jagten mir durch den Kopf: Vielleicht würde er leben, vielleicht würde er Kinder aufziehen ... Zwei Minuten ging das so und ich kapierte, dass die Armee nicht wusste, wo die Hamas war, sie schossen einfach in der Gegend rum. Deswegen rannte ich auch raus und wollte es ihnen zeigen. Aber sie brüllten: „Zurück, zurück!“ und schossen. Ich wurde am Rücken verletzt. Ich zeigte hinter den Stromkasten. „Dort, da warten sie auf euch!“ Ich grub mit einem Stück Holz eine Kuhle in den Boden, um Elias hineinzulegen. Nachdem die Terroristen erledigt waren, kamen die Offiziere mit Wasser: „Hamid, du hast sehr viele von uns gerettet.“ Während der ersten 17 Tage habe ich nur auf einem Stuhl gesessen, geraucht und nachgedacht. Es gab nichts – ich stieß immer wieder gegen diese gedankliche Mauer –, es gab nichts, was rechtfertigen würde, was am 7. Oktober geschah. Wir sind eine religiöse Familie. Wir kennen unseren Koran sehr gut. Sie wurde gesehen, man sah ihr Kopftuch. Trotzdem haben sie geschossen. Es ist nicht rechtmäßig. Es gehört nicht zum Islam. Sie haben kein Gesetz und sie haben keine Religion, und Palästina interessiert sie nicht.

ZEUGNIS VON RICARDA

Mutter Am Anfang haben wir gedacht, das wäre alles Fake, das kann doch nicht sein, mit so fliegenden Fallschirmen, womit sie rüber kamen, das sah ganz verrückt aus ...

Vater Aber irgendwann haben wir öfters angerufen bei Shani und sie hat dann nicht mehr geantwortet.

Mutter Und so ungefähr um 10.30 Uhr hat mein Sohn, der 21-jährige Amit, ein Video bekommen und hat dann angefangen zu schreien und zu heulen und er hat gesagt, er erkennt Shani, es ist Shani und wir haben alle das Video angeschaut, das dann um die ganze Welt ging, wo Shani hinten auf dem Pickup-Truck lag, praktisch mit dem Kopf nach unten, halb entkleidet, mit verdrehten Gliedern und dann vier militante Terroristen um sie herum und man drückt sie runter mit den Füßen und das Auto fährt und man sieht, wie es schon im Gazastreifen unterwegs ist und es kommt in eine Stadt und es sind hunderte von Leuten drumherum, die jubilieren und sich freuen und feiern.

Vater Wie so eine Trophäe haben sie praktisch die Shani hereingefahren und Leute haben ihr auf den Kopf gespuckt und wir haben Shani sofort erkannt, weil sie so ziemlich eindeutige Tätowierungen hat an den Füßen und die Rasta-, so Dreads ...

Mutter Und in dem Moment irgendwie, man kam sich vor wie in so einem Horrorvideo: Das kann doch nicht unser kleines Mädchen sein, das im Gazastreifen so rumfährt.

Vater Wir haben dann gleich gesagt, wir müssen was machen.

Mutter In den Süden fahren bringt nichts, weil sie ist ja schon nicht mehr in Israel, sie ist ja schon drüben im Gazastreifen, wo wir gar nicht hinkommen.

Vater Die Armee war auch total überfordert, die Polizei – da war totales Chaos; und wir haben dann gleich die deutsche Botschaft angerufen.

Mutter „Unsere Tochter ist entführt worden, sie ist im Gazastreifen. Wir haben das jetzt auf Video gesehen, wir sind sicher, das ist

unsere Tochter.“

Vater Und die haben das dann weitergeleitet an das Bundeskriminalamt, glaube ich.

Mutter Und um vier Uhr nachmittags bekam ich eine SMS von der Kreditkartenfirma, dass jemand versucht hat, mit ihrer Kreditkarte Geld abzuheben im Gazastreifen.

Vater Die haben es nicht geschafft. Das hat die Kreditkartenfirma blockiert.

Mutter Zweimal haben sie es versucht am gleichen Tag, noch am 7. Oktober.

Vater Die Kreditkartenfirma hat nachgeforscht und gesagt, das ist in Jabalia. Und in Jabalia ist das Indonesische Krankenhaus.

Mutter Da haben wir gedacht,

Vater wir wussten ja nicht, wo sie ist,

Mutter wir haben gedacht: Wenn sie verletzt ist oder so, vielleicht ist sie dann im Indonesischen Krankenhaus.

Vater Und wir haben uns dann auch mit allen möglichen Bekannten in Kontakt gesetzt,

Mutter auch mit so pro-palästinensischen Friedensorganisationen und da haben wir versucht einen Palästinenser hinzuschicken in den Gazastreifen, um die Krankenhäuser abzusuchen und unsere Tochter zu finden ...

Vater Wir waren sofort umgestiegen so auf den Modus: Okay, wir müssen jetzt was machen.

Mutter Ich bin nach Berlin geflogen und war im Bundestag und habe mit allen Parteien gesprochen, vielen Zeitungen, so vielen wie möglich.

Vater Das hat uns dann Hoffnung gegeben. Drei Wochen lang haben wir wirklich gedacht, sie wäre noch am Leben. Und gleichzeitig

haben wir auch immer gedacht: Was passiert gerade mit ihr drüben und wo ist sie jetzt?

Mutter Und wir hörten die Bombeneinschläge im Gazastreifen.

Vater Jeden Abend.

Mutter Man liegt im Bett und hört die Bombenangriffe und man denkt nur: Vielleicht beschießt man die jetzt auch mit den Bomben?

Vater Wir waren uns auch sicher, dass sie wahrscheinlich was mit ihr gemacht hätten.

Mutter Sie war ein junges, hübsches Mädchen und sie war schon halb entkleidet auf dem Pickup. Wir hatten da keine Zweifel, dass man ihr sexuell was antun würde.

Vater Diese drei Wochen waren wirklich die Hölle.

Mutter Und nach drei Wochen klopfte plötzlich jemand um 11 Uhr nachts an der Tür.

Vater Es war die Armee und noch zwei Sozialhelferinnen.

Mutter Sie haben gesagt, sie hätten ein Stück vom Schädelknochen gefunden auf israelischem Land in der Nähe vom Kibbuz Mefalsim, das ist so 15 Kilometer vom Festivalgelände.

Vater Das ist so ein innerer Schädelknochen, der nicht ganz leicht rauszubekommen ist,

Mutter – wahrscheinlich nur durch eine Schusswunde.

Vater Und ohne diesen Schädelknochen kann man nicht leben. Einerseits war das eine Erleichterung.

Mutter Wir wussten, dass sie an Ort und Stelle gestorben war, die ganze Fahrt mit dem Pickup und in Gaza war sie schon nicht mehr am Leben.

Vater Andererseits war es eben die Nachricht: Okay, keine Chance mehr,

Mutter – dass sie zurückkommt.

(Pause.)

Mutter Wir haben das dann akzeptiert und haben dann auch die Trauerfeier gemacht.

Vater Das ist so eine Woche, die Trauerwoche, die Schiv'a.

Mutter Da kamen tausende Leute.

Vater Es kamen wirklich Leute aus dem ganzen Land, also fremde Leute, die einfach nur die Geschichte von Shani mitgekriegt hatten.

Mutter Wir haben viele Geschichten gehört von den Freundinnen, die sie so ein bisschen aufgesammelt hat von der Straße.

Vater Also eine, der ging es ganz schlecht. Die war vom Elternhaus ausgezogen und hatte kein Geld mehr und war auf der Straße und wusste nicht mehr wohin und Drogen und alles mögliche. Shani hat sie einfach mitgenommen nach Hause, hat sich um sie gekümmert und gekocht.

Mutter Sie hat gesagt: „Komm, du wirst jetzt ein Teil von meinem Stamm sein“ oder so. Und: „Ergreife mein Licht und werde ein Teil von meinem Stamm.“ So ungefähr.

Vater Ganz komische Worte – normalerweise benutzt man solche Worte ja gar nicht als junge Leute, aber so hat die das wirklich erzählt und wir haben das sogar auf den Grabstein geschrieben.

Mutter Sie hat auch öfters mal gesagt,

Vater – oder geschrieben sogar –,

Mutter „Es gibt keine schlechten Menschen. Es gibt nur Menschen, denen es schlecht geht.“

Vater Das war so ein Satz von ihr.

Mutter Und das waren neue Geschichten, weil ich als Mutter kenne mein Kind: Die Krankenkasse funktioniert nicht, der Arzt antwortet nicht ...

Vater Die Bank hat ihre Karte eingezogen ...

Mutter Der Stress mit dem Freund ... Also ich war da immer so die Klagemauer. Und es war dann ganz schön und überraschend zu hören, dass sie an sich die Starke war für ihre Freundinnen.

(Pause.)

Vater Ich habe gedacht, ihr Körper kommt wahrscheinlich nicht.

Mutter Wir haben gesagt, wir wollen nicht, dass israelische Soldaten ihr Leben riskieren für den toten Körper unserer Tochter.

Vater Wenn es um die Leben der Geiseln geht, ja.

Mutter Wir haben gesagt: Der Geist und die Seele, die sind schon im Himmel, so ungefähr.

Vater Aber dann, nach so acht Monaten, kam die Armee und hat gesagt, sie haben den Körper gefunden ...

Mutter Also da sind da immer so Schilder dran an den Häusern in Gaza und das war von der Deutschen Bank oder so gespendet worden an die UNRWA. Und in einem Zimmer haben die einen Tunnel gefunden, wo es runter geht, so zehn Meter. Und da haben sie dann die Leichen gefunden, es waren, glaube ich, vier Leichen in einem Seitenzimmer. Und ich glaube eine Woche später haben sie ihren Freund in einem ähnlichen Tunnel ziemlich in der Nähe gefunden.

Vater Wir konnten die Shani beerdigen und das war dann doch eine Erleichterung. Sie ist zurück, der Körper ist zurück und wir können jetzt einen Grabstein errichten und wir können dorthin gehen.

Mutter Und auch für unsere anderen Kinder war das so ein bisschen ein Abschluss.

Vater Aber das ging dann halt wieder los. Wieder kamen Tausende ...

Mutter Es waren Staus, zwei Stunden Staus, nur um hinzukommen.

Vater Und noch mal die Beerdigung und noch mal drüber reden ...

Mutter Und dann, ich glaube nach einer Woche, haben sie dann noch mal Körperknochen von ihrem Fuß gefunden ...

Vater Da muss man wieder das Grab aufmachen und noch mal rein ...

(Pause.)

Mutter Mein Mann hat immer das Auto gesucht. Und man hat dann auch Videos von der Kreuzung gesehen.

Vater Sie ist ja noch 15 Kilometer weitergefahren.

Mutter Man hat dann auch gesehen, dass ihr Auto benutzt worden ist – total verbeult, mit offenen Türen –, um Terroristen hin und her zu fahren, von der Grenze zur Mefalsim-Kreuzung.

Vater Irgendwann sieht man dann auch, wie das Auto in Gaza ist. Die Leute jubeln drumherum und dann wird es verbrannt.

(Pause.)

Mutter Die Armee hat uns auch informiert über die vier, die hinten drauf waren auf dem Pickup, die haben sie alle erkannt und die sind alle schon nicht mehr am Leben.

Vater Und auch der Kommandeur, der für den Überfall am Festival zuständig war, der ist auch schon getötet worden.

Mutter Aber im Prinzip macht es für uns keinen großen Unterschied, weil es sind wirklich einige von vielen, das ist immer so das Gefühl – also ich weiß nicht.

Vater Das macht großartig auch keinen Unterschied für uns.

Mutter Also an sich müsste ich schon sehr wütend sein. Aber ich weiß nicht, weil es bringt ja nichts. Es bringt jetzt nichts, dass ich wütend bin und Hass aufbaue.

Vater Natürlich ist man vielleicht wütend über die Situation und wie das passieren konnte. Wir wissen, wer schuld ist,

Mutter – die Hamas.

- Vater Und wir wissen, dass es schon jahrelang geplant war und jahrelang gab es auch die Erziehung, und dass es nicht verhindert worden ist. Das sind auch immer noch offene Fragen ... Aber ich sehe das immer so: Nichts wird sie zurückbringen.
- Mutter Nichts wird sie zurückbringen.

ZEUGNIS VON NATALIA

Im Judentum haben wir nach der Beerdigung eine Woche Trauer und dann nach 30 Tagen wird der Grabstein eingeweiht. Ich wurde vom Außenminister Israels eingeladen, als Teil einer Delegation von Familienangehörigen nach Mexiko und Miami zu reisen, und weil ich Spanisch und Englisch spreche, sagte ich zu. Deswegen saß ich schon einen Tag nach diesen 30 Tagen mit meiner jüngsten Tochter Shemesh – sie ist jetzt 19 – in einem Flugzeug und ich hatte das Gefühl, in ein komplett anderes Leben geworfen zu sein – so weit weg von meinem normalen, einfachen und bescheidenen Leben ... Ich habe mich mit wichtigen Leuten von der Regierung getroffen und ich war auf einem Kongress gegen Antisemitismus in Miami mit Bürgermeistern aus ganz Nordamerika ... Es war eine sehr intensive Reise, manchmal hatten wir nicht mal die Zeit für eine Tasse Kaffee. Aber als ich zurückkam, realisierte ich, dass es das beste war, was mir in diesem Augenblick geschehen konnte. Es gab mir Kraft und Stärke und ich verstand, dass das meine Aufgabe werden würde – über Keshet zu sprechen, darüber zu sprechen, was am 7. Oktober geschehen ist.

Ich bin keine besonders politische Person. Hier in Israel bin ich in den letzten Monaten Teil der Angehörigen der Geiseln. Wir alle hier fordern eine Untersuchung dessen, was an diesem Tag passiert ist – und da geht es nicht allein um diesen einen Tag. Eine Untersuchung muss 20 Jahre früher ansetzen, weil so etwas wie das nicht an einem Tag auftaucht, so: Ups, wir haben was gemacht ... Ich weiß auch, dass es Opfer auf der anderen Seite gibt. Ich weiß auch, dass es dort drüben Mütter gibt, die ihre Kinder verloren haben ... Aber ich weiß, dass wir eines Tages eine Lösung finden müssen, weil sie nicht gehen werden und weil wir nicht gehen werden. Und wenn ich möchte, dass meine Enkel irgendwann sicher von ihren Festivals zurückkommen werden, muss eine Lösung her – welche, weiß ich nicht.

Einen Tag nach Keshets Beerdigung verstand ich, dass ich die Wahl hatte, ob ich für den Rest meines Lebens im Bett bleiben wollte ... Ich habe mich für das Leben entschieden. Wusstet ihr, dass ich DJane bin? Eigentlich war ich Köchin, aber seit einem Jahr beschäftige ich mich mit dieser DJ-Sache. Ich habe es noch nicht so oft gemacht, aber jedes Mal, wenn ich es mache, weiß ich, ich mache es in Keshets Namen. Jedes Mal, wenn ich auflege, stelle ich eine Regenbogenlampe und ein Bild von Keshet auf und ich widme es ihm, jedes Mal, zur Erinnerung. So heißt er. Keshet. Regenbogen.

Gestern hatte meine Mutter ihren 80. Geburtstag. Sie wurde genau am Ende des Krieges im Süden von Argentinien geboren. Meine Großmutter war dorthin aus Polen geflohen, nachdem ihre Eltern und ihre Schwester von den Nazis ermordet worden waren. Und dann sind wir nach Israel gegangen – in unser gelobtes Land, an einen sicheren Ort. Und hier wurde mein Sohn, nur weil er jüdisch war und in Israel lebte und tanzen ging, ermordet. Und wenn ich diese Dinge nicht machen würde – das Reden, die Musik –, würde die Hamas auch meine Seele töten. Und das ist etwas, das ich ihnen niemals geben werde, niemals werden sie diese Befriedigung erhalten. Sie haben mir meinen Sohn genommen, aber sie werden nicht meine Seele kriegen. Das ist ein guter Grund für mich, jeden Tag aufzustehen.

Bios

Sharon On ist Theaterregisseurin, Aktivistin und Achtsamkeitslehrerin. Sie studierte Theaterregie in Tel Aviv, Filmregie an der filmArche Berlin sowie Theaterpädagogik an der Universität der Künste Berlin. 2015 gründete sie mit anderen Künstler*innen den Verein *VorOrtung – zeitgenössische Kunst und Kultur im Kontext in Brandenburg*, wo sie biografische und dokumentarische Theaterprojekte zu gesellschaftlich relevanten Themen leitet. Ihr Film *Hase und Katze stehlen mir die Show* wurde auf internationalen Festivals gezeigt. 2025 inszenierte sie am Theater Strahl die Theateradaptation der Graphic Novel *Emmie Arbel. Die Farbe der Erinnerung*. Seit dem 7. Oktober 2023 entwickelt Sharon On künstlerische Formate als Reaktion auf den Anstieg des Antisemitismus.

Dirk Laucke (*1982 in Schkeuditz) studierte Psychologie an der Universität Leipzig und Szenisches Schreiben an der Universität der Künste Berlin. Er verfasste über 30 Theaterstücke, die an zahlreichen Bühnen Deutschlands aufgeführt wurden, u.a. Deutsches Theater Berlin, Thalia Hamburg, Staatstheater Dresden, Staatstheater Kassel, Deutsches Nationaltheater Weimar. Bei Rowohlt erschien 2015 sein Debüt-Roman *Mit sozialistischem Grusz*. Seit 2020 ist Laucke verantwortlich für den ARD Radio Tatort beim MDR. Außerdem schreibt er Drehbücher (u.a. für die rbb-Serie *Warten auf'n Bus*). In seinen Stoffen befasst Laucke sich oft mit der Arbeiterklasse, der Nachwendezeit sowie Rassismus und Antisemitismus in Deutschland. Lauckes dramatisches Werk wird vertreten von der Gustav Kiepenheuer Bühnenvertriebs-GmbH.

„Wenigstens
bin ich nicht
unschuldig“

Maike
Weißpflug

Hannah Arendt
über Haltung
und politische
Verantwortung
in finsternen
Zeiten

Der vorliegende Text beleuchtet Hannah Arendts Auseinandersetzung mit der jüdischen Emanzipation und ihrer Erkundung von Reaktionsweisen auf den modernen Antisemitismus. Diese Problematik entfaltet sie in zwei zentralen Denkfiguren, die unterschiedliche Wege im Umgang mit Ausgrenzung bezeichnen: Paria und Parvenu. Arendts Überlegungen sind dabei nie bloß analytisch; sie zielen auf die Entwicklung einer Haltung ab, die es dem Einzelnen ermöglicht, in Würde zu leben und aktiv an der politischen Welt teilzuhaben, ohne dabei in die passive Falle einer Opferhaltung zu geraten. Auf dieser Grundlage formuliert Arendt eine starke Idee politischer Verantwortung und von Politik als Sorge um die Welt: Sie zeichnet die Umriss einer nicht nationalstaatlich gefassten politischen Ordnung, die nicht auf nationaler Identität basiert, sondern auf Pluralität und staatlich geschützten Rechten – eine Welt, in der man „ohne Angst verschieden sein“ (Adorno) kann. Am Beispiel des Interviews mit der Bildungsministerin Karin Prien, in dem sie erwägt, bei Machtübernahme der AfD das Land zu verlassen, wird deutlich, wie aktuell Arendts Fragestellungen heute wieder sind und wie zentral es ist, eine klare Haltung zu zeigen und Verantwortung zu leben, um dem Wegrutschen in „prätotalitäre Stimmungen“ etwas entgegenzusetzen.

SICH GEGEN ANTISEMITISMUS WEHREN

Arendts eigene Haltung zum Antisemitismus wurde bereits in ihrer Kindheit durch die Erziehung ihrer Mutter maßgeblich geprägt. Die Mutter legte strikt Wert darauf, dass ihre Tochter trotz des antisemitischen Klimas keine Opferhaltung einnahm. Wenn Mitschüler*innen sie beleidigten, musste Arendt sich selbst zur Wehr setzen. Über solche Vorfälle durfte sie zu Hause nicht berichten. Ein Bericht hätte, so die Mutter, entweder – nach erfolgreicher Gegenwehr – zu Prahlerei oder aber, im ungünstigen Fall, zu „wehleidigem Jammern“ geführt. Und beides ließ die Mutter nicht gelten. Hier lag die Verantwortung für die eigene Würde allein beim Kind. Dort jedoch, wo ihr Kind wirklich wehrlos war, gegenüber den Institutionen oder Lehrer*innen, forderte die Mutter einen sofortigen Bericht. Wurden etwa von Lehrer*innen antisemitische Bemerkungen gemacht – und sei es nur in Bezug auf andere jüdische Schüler*innen –, war Arendt angewiesen, sofort die Klasse zu verlassen, nach Hause zu kommen und alles „genau zu Protokoll zu geben“. Die Mutter reagierte umgehend mit einem ihrer „vielen eingeschriebenen Briefe“, und die Sache war für Arendt erledigt; sie hatte „einen Tag schulfrei, und das war doch ganz schön“. (Gaus-Interview)

Diese klare Regel schuf Arendt zufolge nicht nur einen Schutz ihrer eigenen Würde, sondern war auch die Quelle ihres Selbstbewusstseins. Die Botschaft, die aus diesen Verhaltensmaßregeln sprach, war der politische Imperativ: „Man darf sich nicht ducken! Man muss sich wehren!“ Man müsse sich als Jüdin*Jude verteidigen, nicht als abstrakter Bürger der Welt. Es geht aber auch um eine klare Verantwortungszuweisung, die Wegducken nicht erlaubt. Es ist die Aufgabe des Staates, die Rechte seiner Bürger*innen bedingungslos zu schützen. Doch gerade den Nationalstaat bzw. den Nationalismus nimmt Arendt dabei als zentrales Problem wahr; sie hat in den 1930er Jahren selbst erfahren, wie schnell Menschen ausgebürgert und ihrer Rechte beraubt werden können.

PARIA UND PARVENU: ZWEI UMGANGSWEISEN MIT AUSGRENZUNG

Bevor Hannah Arendt eine politische Antwort auf das Problem von Entrechtung und Staatenlosigkeit formuliert, setzt sie sich in den 30er und 40er Jahren intensiv mit der Frage auseinander, welche Reaktionsmöglichkeiten, welche Haltung Jüdinnen*Juden angesichts von Ausgrenzung und Nationalismus entwickeln können, um nicht in eine unpolitische und letztlich selbstzerstörerische Opferhaltung gedrängt zu werden.

Der Parvenu verkörpert die Alternative der Assimilation. Er strebt danach, gesellschaftlichen Erfolg zu haben und will darum vor allem „ununterscheidbar“ werden. Diese Haltung erfordert, das Maskenspiel der Gesellschaft für die Wirklichkeit zu nehmen und die eigene Andersartigkeit und Geschichte zu verleugnen. Für Arendt ist diese Strategie jedoch eine „gefährliche Verleugnung der Realität“, ein vergeblicher Versuch, eine Tatsache – nämlich das Jüdischsein – zu negieren. Der Parvenu führt ein Scheindasein, indem er das von der Gesellschaft gebotene Kostüm trägt.

Der Paria hingegen weist die Assimilation radikal zurück. Er hat keine Sehnsucht danach, „unsichtbar“ zu sein, sondern will „verschieden bleiben und trotzdem respektiert werden“. Die Stärke dieser Haltung liegt für Arendt in einem „unerschütterlichen Realitätssinn“, denn der Paria durchschaut das Maskenspiel der Gesellschaft. Es ist für Arendt jedoch nicht nur eine bewusste Strategie, sondern eine Charaktereigenschaft: Er ist gewissermaßen unfähig, unerkannt am Maskenspiel teilzunehmen; ihm „schaut aus jedem Loch seines Kostüms sein altes Pariasein heraus“. Weil er das Scheindasein des Parvenus nicht annimmt, besitzt der Paria „unter Umständen auch mehr Wirklichkeit als der Parvenu“. Er bleibt der Außenseiter, der gerade durch seine Position die „wahren Realitäten“ erkennt (Arendt: *Die verborgene Tradition*). In ihrem Buch über Rahel Varnhagen beschreibt Arendt dies so:

„Da also die Welt sehr schlecht eingerichtet ist, immer weiter Hepp-hepp von allen Seiten ertönt – 1819 ging ein Pogromsturm durch ganz Preußen – erschien Rahel das alte, irreale, verzweifelte Sein mit einem Schlag viel realer, viel passender. Es zeigt sich, daß der Paria nicht nur mehr Sinn für die ‚wahren Realitäten‘ sich zu bewahren vermag, sondern unter Umständen auch mehr Wirklichkeit besitzt als der Parvenu, der, ein Scheindasein zu führen verurteilt, von allen Gegenständen einer nicht für ihn eingerichteten Welt nur wie im Maskeradenspiel Besitz ergreift.“

Kafka ist für Arendt derjenige, der in seinen Werken die jüdische Situation in der Moderne am besten auf den Punkt gebracht hat. Doch auch sein Paria scheitert an der Aufgabe, einen Ort zum Leben zu finden. Kafkas Roman *Das Schloss* hat genau dieses Scheitern zum Thema. In der Rezeptionsgeschichte ist der Roman nicht immer so eindeutig als Auseinandersetzung mit der „jüdischen Frage“ verstanden worden, doch Arendt liest ihn auf eine sehr direkte Weise als Reflexion der Erfahrung der Assimilation und ihrer Unmöglichkeit: „Im *Schloß*, in dem Roman, in welchem Kafka das jüdische Problem – man möchte fast sagen: abhandelt, wird erst allmählich klar, daß der zugezogene Landvermesser K. ein Jude ist, und dies nicht, weil ihm irgendwelche typisch jüdischen Eigenschaften anhaften, sondern weil er in bestimmte typische Situationen und Zweideutigkeiten gerät“, schreibt Arendt. Diese typische Situation bestehe darin, sich zwischen zwei Alternativen entscheiden zu müssen, die in Kafkas Roman dem Landvermesser K. in einem Brief aus dem Schloss angeboten werden: „ob er ‚Arbeiter mit einer immerhin auszeichnenden, aber nur scheinbaren Verbindung mit dem Schloß sein wolle oder aber ein scheinbarer Dorfbewohner, der in Wirklichkeit sein ganzes Arbeitsverhältnis von den Nachrichten des Barnabas (des Boten aus dem Schloß) bestimmen ließ.“

In Arendts Interpretation steht K.s Situation für die „ganze Problematik des assimilatatorischen Judentums“ und tatsächlich lesen sich diese Zeilen wie eine programmatische Beschreibung der Assimilation. Es sei, so Arendt, K.s Dilemma, nichts anderes als ein normales Leben führen zu wollen, er hat das Ziel, wie Kafka sagt, „ununterscheidbar“ zu werden: „Sein ganzer Ehrgeiz geht dahin, ‚ein Heim, eine Stellung, wirkliche Arbeit‘ zu haben, zu heiraten und ‚Gemeindemitglied zu werden.““ Dieser Weg gehe jedoch „über die Kräfte der Menschen“, da hier ein Einzelner als Einzelner versuche, sein Recht auf ein ganz normales Leben, das es jedoch nur als Mitglied einer Gemeinschaft geben kann, in Anspruch zu nehmen. K. aber ist ein Fremder, ohne politische Zugehörigkeit und damit ohne Schutz, und so erweist sich „dies kleinste Vorhaben, die Menschenrechte zu verwirklichen“, als das „allergrößte und allerschwerste, das Menschen sich vornehmen können“. Er stirbt am Ende der Erzählung an Erschöpfung. (Arendt: *Die verborgene Tradition*)

AUFHÖREN, SICH ALS OPFER ZU FÜHLEN

Hannah Arendt überführt die Figur des Parias vom sozialen Typus zur politischen Gestalt und entwickelt daraus ihre eigene politische Haltung. Hier dient ihr der französische Politiker und Publizist Bernard Lazare als Vorbild für die Haltung des „bewussten Parias“, die sie als die „einzig vertretbare“ ansieht.

Das Einzigartige an Lazare ist für Arendt seine „Weigerung, die Juden als Opfer zu sehen“. Es ist jedoch auch für Lazare nicht leicht, diese Haltung zu entwickeln und nicht etwa zum „Schnorrer“ zu werden, der seine Anerkennung erbetelt. Lazare verlangte, dass der Paria die „Vorrechte des Schlemihls“ (Heinrich Heines Figur des unschuldigen, aber unpolitischen Außenseiters) aufgibt und „eingreife in die Menschenwelt“. Für Arendt ist die Aufgabe klar: Der Paria muss lernen zu handeln und Verantwortung für seine Position in der Welt übernehmen. Arendts Überlegungen fußen auf zwei philosophischen Traditionslinien, die sie hier politisch zusammenbringt:

1. Immanuel Kant und die Mündigkeit: Arendt knüpft an Kants berühmte Definition an, Aufklärung sei der „Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Sich aufzuklären und sich „seines Verstandes ohne die Leitung eines anderen zu bedienen“ ist demnach ein politischer Entschluss der*des Einzelnen. Arendt akzeptiert in dieser Hinsicht keine Ausrede: Die Mündigkeit muss erkämpft werden.

2. Friedrich Nietzsche und das Ressentiment: Diesen Grundgedanken der Aufklärung verbindet Arendt mit Nietzsches Kritik am Ressentiment. Die*der Ausgeschlossene soll ihre*seine Lage nicht moralisieren, sich nicht zum Opfer der Verhältnisse machen und die Schuld nicht bei der Mehrheit suchen.

Der bewusste Paria erkämpft sich seine Würde mit einer „stolzen Haltung“. Arendt sucht nach einem politischen Modell von Emanzipation, das weniger auf den sozialen Status als auf die Befähigung zum Handeln blickt und eine Welt schafft, „in der man Paria (sozial verschieden) und Bürger (politisch beteiligt) zugleich sein kann“.

MIT HALTUNG INS HANDELN. ARENDTS REAKTION IN DEN 1930ER JAHREN

Hannah Arendt hat diese Haltung nicht nur reflektiert, sondern auch gelebt. Ihre eigene Reaktion auf die beginnende Verfolgung in den 1930er Jahren beschreibt sie 1964 im Fernsehinterview mit Günter Gaus in zwei längeren Passagen so:

„Ich gelangte zu einer Erkenntnis, die ich damals immer wieder in einem Satz ausgedrückt habe, darauf besinne ich mich: ‚Wenn man als Jude angegriffen ist, muss man sich als Jude verteidigen.‘ Nicht als Deutscher oder als Bürger der Welt oder der Menschenrechte oder so. Sondern: ‚Was kann ich ganz konkret als Jude machen?‘ Hinzu kam zweitens die klare Absicht: ‚Jetzt will ich mich in der Tat organisieren.‘ Zum ersten Mal. Und organisieren natürlich bei den Zionisten. Das waren ja die einzigen, die bereit waren. Ich meine, bei den Assimilanten, das hätte ja gar keinen Sinn gehabt. Ich habe damit übrigens wirklich nie etwas zu tun gehabt. Mit der Judenfrage selber hatte ich mich vorher beschäftigt. Die Arbeit über Rahel Varnhagen war fertig, als ich Deutschland verließ. Und dort spielt das Judenproblem ja eine Rolle. Ich habe das damals auch verfasst im Sinne von: ‚Ich will verstehen.‘ Es waren nicht meine persönlichen Judenprobleme, die ich da erörterte. Aber jetzt war die Zugehörigkeit zum Judentum mein eigenes Problem geworden. Und mein eigenes Problem war politisch. Rein politisch! Ich wollte in die praktische Arbeit und – ich wollte ausschließlich und nur in die jüdische Arbeit. Und in diesem Sinne habe ich mich dann in Frankreich orientiert.“

„Ich hatte sowieso die Absicht zu emigrieren. Ich war sofort der Meinung: Juden können nicht bleiben. Ich hatte nicht die Absicht, in Deutschland sozusagen als Staatsbürger zweiter Klasse herumzulaufen, in welcher Form auch immer. Ich war außerdem der Meinung, dass die Sachen immer schlimmer werden würden. Trotzdem bin ich schließlich nicht auf so eine friedliche Weise abgezogen. Und ich muss sagen, ich verspürte darüber eine gewisse Befriedigung. Ich wurde verhaftet, musste illegal das Land verlassen – ich erzähle es Ihnen gleich –, ich hatte sofort eine Befriedigung darüber. Ich dachte, wenigstens habe ich etwas gemacht! Wenigstens bin ich nicht unschuldig. Das soll mir keiner nachsagen. – Nun, die Gelegenheit dazu gab mir

damals die zionistische Organisation. Ich war mit einigen der führenden Leute, vor allen Dingen dem damaligen Präsidenten, Kurt Blumenfeld, sehr eng befreundet. Aber ich war keine Zionistin. Man hat auch nicht versucht, mich dazu zu machen. Immerhin war ich in gewissem Sinne davon beeinflusst; nämlich in der Kritik, in der Selbstkritik, die die Zionisten im jüdischen Volke entfaltet haben. Davon war ich beeinflusst, davon war ich beeindruckt, aber politisch hatte ich nichts damit zu tun. Nun, '33 traten Blumenfeld und ein anderer, den Sie nicht kennen, an mich heran und sagten zu mir: ‚Wir wollen eine Sammlung anlegen aller antisemitischen Äußerungen auf unterer Ebene.‘ Also sagen wir einmal Äußerungen in Vereinen, allen Arten von Berufsvereinen, allen möglichen Fachzeitschriften; kurz: dasjenige, was im Ausland nicht bekannt wird. Diese Sammlung zu veranstalten, das fiel damals unter ‚Greuelpropaganda‘, wie man es nannte. Das konnte kein Mensch machen, der bei den Zionisten organisiert war. Weil, wenn er hochging, die Organisation hochging.“

Hannah Arendt wird nach einigen Wochen bei dieser Tätigkeit entdeckt und auf der Straße verhaftet. Durch geschicktes Agieren und etwas Glück kommt sie nach acht Tagen aus der Haft frei und flieht mit ihrer Mutter über Prag und Genf nach Paris. Im Pariser Exil arbeitet Arendt weiter für zionistische Organisationen, u.a. die Jugend-Aliyah, die jüdische Kinder aus Europa nach Israel bringt. In Paris lernt sie auch ihren künftigen Ehemann Heinrich Blücher kennen, mit dem sie nach zeitweiser Lagerhaft in Frankreich 1940 auf abenteuerliche Weise über Marseille und Lissabon in die USA fliehen kann.

WIDER DEN NATIONALISMUS – FÜR EINE ANDERE POLITISCHE ORDNUNG

Die jüdische Erfahrung schließt für Arendt die zentrale Qualität des Politischen überhaupt auf: dass es darum geht, sich als Verschiedene auf Augenhöhe zu begegnen und Rahmenbedingungen zu schaffen, in denen das gelingen kann. In einem Brief an ihren Mentor Karl Jaspers 1930 verteidigt sie, mit Bezug auf einen Vortrag über Rahel Varnhagen, dieses universelle, politische Element des jüdischen Paria vehement: „Dieser Vortrag gilt nur als Vorarbeit, die zeigen soll, daß auf dem Boden des Judeseins eine bestimmte Möglichkeit der Existenz erwachsen kann, die ich in aller Vorläufigkeit andeutungsweise mit Schicksalhaftigkeit bezeichne.“ Jüdin*Jude zu sein, ist eben nur eine Möglichkeit, sich von den anderen zu unterscheiden; dass die Nation eine Art großer Familie ist, in der alle gleichartig sind, wie Carl Schmitt dies etwa vertritt, sei eine Illusion, die nur mit Gewalt aufrechterhalten werden könne. In dem Brief an Jaspers hat Arendt noch keinen Begriff für diese „bestimmte Möglichkeit der Existenz“, die sie später am Beispiel von Lazare, Heine, Kafka und Chaplin facettenreich entwickelt.

Die Haltung des Paria ist auch darum keine im traditionellen Sinne jüdische, das heißt aus der jüdischen Kultur, Geschichte oder Religiosität erwachsene, sondern eine, die sich, wie Arendt mit Verweis auf Rahel Varnhagen erörtert, „nur in der Abgelöstheit vom Judentum“ entwickeln kann. Das Problem der fehlenden Zugehörigkeit innerhalb politischer Gemeinwesen, das der Alterität, ist für Arendt eine menschliche Erfahrung, die man als Jüdin*Jude einfach in besonderem Maße machen kann. In ähnlicher Zuspitzung findet sich das Thema in Arendts Auseinandersetzung mit Kafkas *Das Schloss* wieder. Auch hier interpretiert Arendt die im Roman verdichtete Erfahrung scheiternder Assimilation nicht als genuin jüdisches, sondern als grundlegendes Problem der modernen Gesellschaft, das an den Jüdinnen*Juden wie durch ein Brennglas sichtbar wird. Es handele sich um die politischste aller Fragen, wie „auf der von uns allen bewohnten Erde eine von uns allen gemeinsam geschaffene und kontrollierte Menschenwelt“ geschaffen werden könne. Der in der Person des K. vorgestellte Weg, der individuelle Versuch, ein ganz gewöhnliches Leben zu führen, „dies kleinste Vorhaben, die Menschenrechte zu verwirklichen“, ist für Arendt nur politisch, nicht individuell zu erreichen. (Arendt: *Die verborgene Tradition*)

ANTISEMITISMUS UND STAATLICHE VERANTWORTUNG – EIN AKTUELLES BEISPIEL

Es scheint als hätten wir auch im 21. Jahrhundert die von Hannah Arendt aufgezeigten Widersprüche nicht überwunden. Ich habe für unsere Diskussion ein aktuelles Beispiel mitgebracht, das für mich die erschütternde Relevanz und Aktualität der von Arendt aufgeworfenen Fragen aufzeigt. Es handelt sich um ein Interview der Bundesbildungsministerin Karin Prien am 9. Oktober 2025 im Podcast *Meine schwerste Entscheidung*, in dem sie sagte: „Wenn die AfD den Bundeskanzler stellt, dann werde ich sicherlich vorher Deutschland verlassen. Das kann ich, glaube ich, heute so sagen. Das wäre nicht mehr mein Land. Und ich fürchte aber, dass das schon sehr spät ist.“ So verständlich diese Aussage aus einer persönlichen Perspektive ist – ich kenne viele Menschen, die von Rassismus, Antisemitismus oder möglicher politischer Verfolgung betroffen sind, die so etwas erwägen und auch Arendt sagt ja genau das über ihre Situation in den frühen 1930er Jahren – so sehr ist es eine Kapitulation vor der autoritären Übernahme und damit von staatlicher Verantwortung, wenn ein Mitglied der deutschen Bundesregierung so etwas – unwidersprochen! – öffentlich sagt.

Wenn eine amtierende Ministerin die Flucht erwägt, signalisiert dies eine fundamentale Erschütterung des Vertrauens in die Verteidigungsfähigkeit der demokratischen Institutionen. Jeder einzelne in der Regierung hat einen Amtseid geschworen. Und dieser Amtseid ist für Regierungsmitglieder nicht nur ein feierliches Gelöbnis, sondern der höchste Ausdruck der politischen Verpflichtung gegenüber der Verfassung und den Bürger*innen, es ist ein Schwur, das Grundgesetz zu verteidigen. Der Eid, den alle Regierungsangehörige bei Amtsantritt gemäß Artikel 56 des Grundgesetzes ablegen, lautet:

„Ich schwöre, dass ich meine Kraft dem Wohle des deutschen Volkes widmen, seinen Nutzen mehren, Schaden von ihm wenden, das Grundgesetz und die Gesetze des Bundes wahren und verteidigen, meine Pflichten gewissenhaft erfüllen und Gerechtigkeit gegen jedermann üben werde.“

Die Essenz des Eides ist die Pflicht zur Verteidigung des Grundgesetzes und dazu, die Rechte seiner Staatsbürger*innen zu verteidigen. Die Pflicht zur Verteidigung des Grundgesetzes wurzelt in Artikel 1 Absatz 1, der die Würde des Menschen für unantastbar erklärt und ihre Achtung und ihren Schutz zur „Verpflichtung aller staatlichen Gewalt“ macht. Mit ihrer Aussage gibt Prien also gleichsam zu Protokoll, dass sie hier die Grundfesten unserer Verfassung bedroht sieht – zieht daraus jedoch nicht den einzig richtigen, nämlich einen politischen Schluss. Im Gegenteil: Indem Prien ihre eigene Fluchtmöglichkeit

ins Spiel bringt, akzeptiert sie implizit, dass die Garantie des Staates für die Sicherheit seiner Bürger*innen (insbesondere der jüdischen Bürger*innen) nicht mehr haltbar sein könnte. Und sie normalisiert zudem die Vorstellung, dass eine deutsche Regierungsangehörige nicht komplett dazugehören könnte, sobald die politische Landschaft kippt.

Doch nicht nur die Aussage von Karin Prien erschüttert, sondern die Tatsache, dass diese Aussage offensichtlich von allen hingenommen wird. Hätten nicht alle Regierungsmitglieder aufstehen und sagen müssen, dass sie in der Verantwortung stehen, jüdisches Leben in Deutschland zu schützen? Dass sie alles dafür tun werden, dass dies nicht geschieht? Und warum blieb der Aufschrei in der medialen Öffentlichkeit, die ja nicht gerade arm an Empörung ist, aus? Dass diese Aussage unwidersprochen im Raum steht, ist eine vorausseilende Bankrotterklärung für die Demokratie und den Rechtsstaat in Deutschland. Auch hier passiert das genaue Gegenteil von dem, was als Reaktion zu erhoffen wäre. Am Beispiel des ZEIT-Artikels *Noch ein bisschen bleiben* vom 30. Oktober 2025 verdeutlicht sich dies auf krasse Weise. DIE ZEIT begleitet die Ministerin nach Israel und fragt sie dort nach ihrem Interview:

„Sie wollte, erklärt Karin Prien, den Protestwählern, die aus Verdruss über die Etablierten für die AfD stimmen, signalisieren, dass das etwas ist, was irgendwann auch nicht mehr reversibel ist. Man muss schon einmal deutlich machen, was das eigentlich bedeuten und wie es dieses Land verändern würde.“ Übrigens nicht nur für Minderheiten wie die Juden, sondern etwa auch für Frauen. Sie wollte also den Ernst der Lage über ihre persönliche Betroffenheit klarmachen. Womit sie natürlich darauf setzt, dass die Menschen, die für die AfD stimmen, überhaupt ein Interesse daran haben, dass Menschen wie Karin Prien im Land bleiben.“

Nicht, dass es reicht, hier gleichsam schon vorausseilend mit dem Mob zu drohen und Prien die Naivität zu unterstellen, an menschliche Empathie zu glauben, nein, im nächsten Satz wird offen in völkisches Denken übergegangen: „Was bedeutet es für eine deutsche Spitzenpolitikerin, nicht komplett dazugehören – mit jüdischen Wurzeln, geboren in Amsterdam, als Kind einer Emigrantenfamilie? Ist die Distanz, das Anderssein ein Handicap?“

Jetzt kann man natürlich sagen, dass Karin Prien mit ihrem Interview selbst die falsche Fährte gelegt hat. Aber das wäre zu einfach. Die Frage ist doch: Warum akzeptieren wir dies? Ist das Grundgesetz so schnell nichts mehr wert? Das ist die eine Seite. Die andere ist: Wie kann es sein, dass es normal ist, einer jüdi-

schen Deutschen die Zugehörigkeit abzusprechen? Wie kann es sein, dass die Ausbürgerung unserer Bildungsministerin in der ZEIT gewissermaßen schon erwogen wird?

SCHWINDENDE URTEILSKRAFT UND PRÄTOTALITÄRE STIMMUNGEN

Etwas gerät hier ins Rutschen, und das Beängstigende ist – es passiert in kleinen Schritten, Tag für Tag. Diese Dynamik – der Rückzug der politischen Verantwortung und die Normalisierung des Fremdseins – ist genau das, was Hannah Arendt als Symptom einer prätotalitären Stimmung beschrieb. In dem Beispiel gerät plötzlich alles, aber auch alles durcheinander: Staatsangehörigkeit, politisches Amt, Verantwortung und Betroffenheit sowie die Diskussion um Antisemitismus und Rassismus. Diese Situation ist das genaue Gegenteil der „stolzen Haltung“ des Parias, wie sie Hannah Arendt gedacht hat. Sie befördert die gefährliche Vorstellung, dass der Kampf gegen Antisemitismus und Rassismus primär ein „Problem der Betroffenen“ ist, das diese durch Flucht lösen müssen. Karin Priens Statement ist die Resignation vor der politischen Verantwortung. Und alle machen mit.

Wenn der öffentliche Diskurs wieder zulässt, dass das Problem des Rechtsextremismus als „Problem der Jüdinnen*Juden“ und nicht der gesamten deutschen Gesellschaft verstanden wird, dann manifestiert sich die Gefahr, die Arendt beschrieb. Wie kann es sein, dass es normal ist, einer jüdischen Deutschen die Zugehörigkeit abzusprechen? Oder anders: Wann sind wir über die Schwelle gegangen, Antisemitismus wieder als Problem der Jüdinnen*Juden zu sehen?

Hannah Arendt hat in *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* von einer prätotalitären Stimmung gesprochen, die sich schon vor 1933 im Land breit machte. Von einer abgründigen Orientierungslosigkeit und dem Fehlen politischer Urteilskraft. In dieser Situation ist es ein Fehler, selbst möglichst unangreifbar bleiben zu wollen, sondern es muss darum gehen, die Augen zu öffnen und zu handeln. Arendts Worte – „Wenigstens bin ich nicht unschuldig“ – fassen diese Haltung zusammen. Es ist die Aufforderung, die Opferrolle zu verweigern und sich aktiv zur Wehr zu setzen. Für alle Nicht-Parias gilt, solidarisch zu sein, im mindesten beim Bauen der Rutschbahn nicht mitzumachen und sich wo und wie sie können für eine gemeinsame Welt einzusetzen, in der alle ohne Angst verschieden sein können.

Bio

Maïke Weißpflug war bis 2017 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Politische Theorie und Ideengeschichte an der RWTH Aachen. 2019 erschien ihre erstes Buch *Hannah Arendt. Die Kunst politisch zu denken bei Matthes & Seitz*, das für die Shortlist 2019 des Tractatus-Preises für philosophische Essayistik nominiert wurde. 2017 wechselte Weißpflug ans Museum für Naturkunde Berlin. Seit Oktober 2021 arbeitet sie als Expertin beim Bundesamt für die Sicherheit der nuklearen Entsorgung (BASE). Im September 2024 ist ihre Einführung *Hannah Arendt*. 100 Seiten im Reclam-Verlag erschienen

Hannah Arendt: *Die verborgene Tradition*. Essays, Frankfurt am Main 2000. Hannah Arendt: *Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik*, München 1981.

Franz Kafka: *Das Schloss*, Frankfurt Am Main 2006.

Jan Roß: *Noch ein bisschen bleiben*, DIE ZEIT, 30.10.2025: <https://www.zeit.de/2025/46/karin-prien-israel-auswanderung-bildung-jugend-gxe>

Fernsehinterview: *Zur Person: Hannah Arendt*, ZDF 28.10.1964: <https://www.zdf.de/video/interviews/zur-person-196/hannah-arendt-zeitgeschichte-archiv-zur-person-gaus-100>

Podcast: *Meine schwerste Entscheidung: Karin Prien über ihre jüdischen Wurzeln*, Funke, 9.10.2025, <https://meine-schwerste-entscheidung.blogs.audiorella.com/118-26-karin-prien-ueber-ihre-juedischen-wurzeln>

Humanistische Dialoge

Raum für
eigene
Reflexionen

A large rectangular area on the right page, filled with horizontal light blue lines. This area is designed for personal reflections, corresponding to the text 'Raum für eigene Reflexionen' on the left page.

Herausgeber:
Humanistische Akademie Berlin-Brandenburg

Kuration:
Alexander Karschnia

Beratendes Gremium:
Kathrin Gerlof, Manuela Schmidt, Ralf Schöppner

Redaktion + Lektorat:
Lisa Schmidt

Gestaltung:
Brand New History
www.brandnewhistory.net

Druck:
Europrint Medien GmbH

Humanistische Akademie Berlin-Brandenburg
Grabbeallee 34-40
13156 Berlin
info@humanistische-akademie-bb.de
www.humanistische-akademie-bb.de

Die *Humanistischen Dialoge* werden veranstaltet von der Humanistischen Akademie Berlin-Brandenburg in Kooperation mit dem Humanistischen Verband Berlin-Brandenburg KdöR. Sie werden gefördert durch die Senatsverwaltung für Kultur und gesellschaftlichen Zusammenhalt.



**Humanistische
Akademie**
BERLIN-BRANDENBURG



Humanistischer Verband
Deutschlands | Berlin-Brandenburg

wird gefördert durch:

Senatsverwaltung für Kultur und Gesellschaftlichen Zusammenhalt	BERLIN	
---	---------------	--